

Die Alterskohorten

J. Reulecke

- 2.1 Jahrgang 1935 – Nachwuchs für das NS-Regime – 14
- 2.2 Jahrgang 1945 – Kriegsende: geboren im totalen Chaos – 17
- 2.3 Jahrgang 1955 – Aufwachsen im »Wirtschaftswunder«
und im »Kalten Krieg« – 22

2.1 Jahrgang 1935 – Nachwuchs für das NS-Regime

2

1935 gilt als das Jahr des »Dritten Reiches«, in dem nach den Turbulenzen im Zusammenhang mit der »Machtergreifung« eine Phase allmählicher Konsolidierung und innerer Stabilisierung des Regimes begann – dies sowohl in wirtschaftlicher Hinsicht nach der Weltwirtschaftskrise (nicht zuletzt aufgrund der beginnenden Aufrüstung) als auch im Bereich des politisch-gesellschaftlichen wie auch kulturellen Lebens. Zwar wurde in ständig mehr Bereichen bis weit in den Alltag hinein das autoritäre Auftreten der neuen Machthaber immer massiver spürbar, aber die mit großem propagandistischem Aufwand in Szene gesetzten Werbekampagnen mit entsprechender Inszenierung dessen, was nun »Volksgemeinschaft« genannt wurde, versöhnte nach den vorherigen Jahren voller politischer Unruhen und wirtschaftlicher Not beträchtliche Teile mit der auf Hitler konzentrierten und von diesem auch lautstark beschworenen Führerdiktatur. Die gleichzeitige Verfolgung bzw. Ausschaltung aller politischen Gegner sowie der als »rassisch minderwertig« eingestuftes Bevölkerungsteile einerseits, die pathetischen Versprechungen der NS-Demagogen, neben Hitler besonders Joseph Goebbels, in Richtung Wiederherstellung der »deutschen Ehre und Größe« nach den traumatisierenden Erfahrungen bei Kriegsende durch eine entsprechende Innen- und Außenpolitik andererseits, brachten daher – Stichwort »Zuckerbrot und Peitsche« – viele Menschen dazu, in den öffentlichen Verwaltungen, im Militär, in der Wirtschaft, in den vielen neu gegründeten NS-Organisationen usw. mitzuwirken und so dem Regime wachsende Festigkeit zu verschaffen. Dass alle diese Entwicklungen erheblichen Einfluss auch auf die nationalsozialistischen Aktivitäten im Bereich der Bevölkerungs- und Familienpolitik hatten, liegt angesichts der immer unverblümter vertretenen rassistischen Zielrichtung des Regimes auf der Hand. Hier richtete sich der Blick führender Nationalsozialisten, allen voran Hitlers, auf die in diesen Jahren geborenen Kinder und deren Mütter.

In seinem in gewaltigen Auflagenzahlen ständig nachgedruckten, bei Eheschließungen dann den jungen Ehepaaren oft ausgehändigten Werk

»Mein Kampf« aus dem Jahre 1925 hatte Hitler bereits die jetzt immer wieder zitierte Linie vorgegeben: Die gesamte Erziehung des Jungen sollte von vornherein auf die »nützliche Ertüchtigung seines Körpers« hinauslaufen. Dabei sollte »eiserne Abhärtung« erzielt werden, um ihn nicht zu einem, was Hitler der Schule vorwarf, mit geistiger Nahrung überfütterten Stubenhocker werden zu lassen. Das Ziel der Mädchenerziehung sah Hitler dagegen darin, »unverrückbar die kommende Mutter zu sein« und in der Ehe »dem größeren Ziele, der Vermehrung und Erhaltung der Art und Rasse«, zu dienen. Denn nicht in der »ehrbaren Spießbürgerin« und in der »tugendsamen alten Jungfer« sehe der völkische Staat sein »Menschheitsideal«, sondern »in den Weibern, die wieder Männer zur Welt zu bringen vermögen«. Auf sich bezogen hat Hitler allerdings betont, er selbst wolle und werde niemals Vater sein, was schon 1942 der deutsch-amerikanische Psychoanalytiker Erik Erikson als das Bestreben des bei der Abfassung von »Mein Kampf« 35-jährigen Hitlers deutete, sich als jugendlichen Helden zu stilisieren, der mit der traditionellen Welt der Väter gebrochen habe und als Männerbundführer die heranwachsende junge Generation in eine heldenhafte Zukunft führen wolle.

Schon Anfang 1934 hatten die Nationalsozialisten damit begonnen, im genannten Sinn ein »Hilfswerk Mutter und Kind« ins Leben zu rufen; es war dem Hauptamt der NS-Volkswohlfahrt (NSV) in der NSDAP-Reichsleitung direkt unterstellt. Von vornherein wurden die Aktivitäten dieses Hilfswerks durch Plakate und Transparente, durch das Prägen von Gedenkmünzen, das Drucken von Werbepostkarten und vor allem immer wieder durch Straßensammlungen publik gemacht, so dass es trotz der vielen weiteren Aktionen auf den Straßen von der Werbung für den Eintopfsonntag bis hin zum Winterhilfswerk ständig in der Öffentlichkeit präsent war. 1935 waren es 7,3 Millionen Reichsmark, die für Zwecke des Hilfswerks ausgegeben werden konnten, ein Jahr später aber bereits über 50 und 1937 fast 80 Millionen. In einem kritischen Bericht aus Sachsen hieß es, mit der verstärkten Agitation für das »Hilfswerk Mutter und Kind« sei zudem ein ständig verschärfter Zwang zum Eintritt in die NSV verbunden gewesen. Seine Aktivitäten richteten sich in erster Linie

auf die Betreuung und Unterstützung »arischer, erbgesunder und würdiger« Familien und sollten gleichzeitig »erbbiologisch wertvolle« Heranwachsende fördern, während »asoziale, körperlich und geistig abnorme« Minderjährige ausdrücklich davon ausgeschlossen waren. Müttererholungsheime, die Kinderlandverschickung und auch die Einrichtung von Erholungsplätzen für z. B. 1937 66 000 volks- und auslandsdeutsche Kinder wurden auf diese Weise finanziert, ebenfalls die meist vier Wochen dauernden Mütterschulungskurse. Seit Ende 1936 musste jede Braut eines SS-Mannes beweisen, dass sie einen solchen Kurs erfolgreich besucht hatte; andernfalls erhielt der Bräutigam keine Heiraterlaubnis. Gleichzeitig wurde eine Fülle von Broschüren auf den Markt geworfen, in denen in einfacher Sprache die Zeitgenossen über demographische Sachverhalte im rassistischen Sinn aufgeklärt wurden. Slogans wie »Volk ohne Jugend« und »Volk in Gefahr« wurden ständig benutzt, um zu einer höheren Gebärleistung aufzufordern. Tatsächlich stieg die Zahl der Lebendgeborenen im Deutschen Reich von im Jahre 1933 etwa 957 000 (= 14 pro 1000 Einwohner) über 1 264 000 im Jahre 1935 (= 18 pro 1000 Einwohner) auf das Maximum von über 1,4 Millionen (= 20 pro 1000 Einwohner) zu Kriegsbeginn 1939/40. Dieser Anstieg war aber nur in sehr geringem Umfang darauf zurückzuführen, dass viele Paare »dem Führer ein Kind schenken wollten« bzw. sich durch die Propaganda der NS-Familienpolitik verstärkt dazu hätten motivieren lassen, sondern auf die simple Tatsache, dass Mitte der 1930er Jahre die geburtenstärksten Jahrgänge, die es je in Deutschland gegeben hat, nämlich die zwischen 1905 und 1910 Geborenen, ins gebärfähige Alter traten: Das durchschnittliche Heiratsalter bei Männern lag um 1935/36 bei etwa 29, bei den Frauen bei etwa 26 Jahren! Doch eine solche Erklärung für den Geburtenanstieg war im NS-Regime nicht erwünscht; stattdessen pries man anlässlich der Mutterkreuzverleihungen an kinderreiche Mütter und bei den pathetischen Muttertagsreden die angeblich großen Erfolge der NS-Familienpolitik und die Bereitschaft der jungen Paare zu völkischer Tat. Was allerdings mit Bedenken angemerkt wurde, war, dass die Zahl der Ehen mit zwei Kindern immer mehr zur Norm zu werden schien und die der Familien mit deutlich größerer

Kinderzahl, wie noch im Kaiserreich weitgehend üblich gewesen war, ständig abnahm. Werbend hieß es z. B., Dichter wie Kleist und Gellert seien jeweils das fünfte Kind unter 13 Geschwistern, Kant das vierte unter neun, Dürer das vierte von 15 usw. gewesen, was belege, dass die Zukunft der Kultur des deutschen Volkes erheblich gefährdet sei, wenn der Typus der kinderreichen Familie aussterbe.

Bisher ist es im Wesentlichen um die allgemeinen Rahmenvorgaben und die darauf bezogene NS-Propaganda gegangen, wobei sich aus erfahrungsgeschichtlichem Blickwinkel die Frage stellt, wie die vom NS-Regime angesprochenen Zeitgenossen konkret mit den an sie gerichteten Forderungen umgegangen sind und welche Folgen sich daraus für die seit 1935 Geborenen, die späteren »Kriegskinder«, ergaben. Der Hinweis, dass damals die gesundheitliche Versorgung durch die medizinischen und wohlfahrtsstaatlichen Einrichtungen ebenso wie die Betreuung durch die traditionellen Fürsorgeverbände, allerdings jetzt ergänzt durch die immer aggressivere Einflussnahme der NSV mit ihren rassistischen Zielsetzungen, weitgehend zufrieden stellend waren, bezeichnet ja nur die eine Seite der Medaille. Die andere Seite bezieht sich auf die Frage nach der Art des Aufwachsens der Kinder in den konkreten Familien, nach ihren frühkindlichen Empathieerfahrungen und der Intensität der emotionalen Zuwendung. Welchen Empfehlungen folgten hier, abgesehen von den jeweiligen innerfamiliären Traditionen und Besonderheiten, die jungen Mütter und auch Väter, die zum großen Teil ja selbst die Kriegskinder des Ersten Weltkriegs waren und oft vaterlos aufgewachsen sind?

Wenn nach den Empathieerfahrungen der seit 1935 geborenen Kinder gefragt wird, dann ist zunächst ein Bereich zu nennen, aus dem weit über die Kriegszeit hinaus in wohl nicht unerheblichem Ausmaß prägende Einflüsse auf deren Gefühlsleben und emotionales Verhalten ausgingen: Gemeint sind die besonders den jungen Frauen und Müttern in der NS-Zeit intensiv nahe gebrachten Verhaltensregeln und Erziehungsmaßstäbe gegenüber ihren kleinen Kindern. In den BDM-Gruppen, in den Mütterkursen der NS-Frauenschaft und der NSV mit ihrem »Hilfswerk Mutter und Kind« stand nämlich seit Mitte der 1930er Jahre unangefochten ein besonders profilierter »Ratgeber« im

Mittelpunkt all jener Unterweisungen, wie die jungen Mütter mit ihren Kindern von der Geburt an umgehen sollten. Er erreichte bis Kriegsende eine Auflage von fast 700 000 Exemplaren und wurde – mit geringen Abänderungen und Entschärfungen – mehrfach auch noch bis 1987 nachgedruckt: Johanna Haarers Bestseller aus nationalsozialistischem Geist »Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind«. Schon vom Säuglingsalter an müsse, so hieß es dort, der Nachwuchs so erzogen werden, dass er später voll und ganz den »hohen Erwartungen« entsprach, die »der nationalsozialistische Staat an ihn stellt«. Die Bereitschaft zur Zurücknahme individueller Bedürfnisse, die uneingeschränkte Einordnung in die Gemeinschaft sowie Selbstdisziplin und Härte im Umgang mit sich selbst sollten von vornherein die Richtschnur sein. Dementsprechend wurden die Mütter aufgefordert, den emotionalen Bedürfnissen schon der ganz kleinen Kinder nicht zu weit entgegenzukommen, um sie nicht frühzeitig zu verzärteln. Wenn ein widerstrebendes oder wegen eines kleinen Schmerzes allzu sehr weinendes Kind nicht zu Ruhe und Ordnung zu bringen war, so wurde der jungen Mutter nahe gelegt – dies nur als ein Beispiel aus einer breiten Palette ähnlicher Empfehlungen –, sie solle es »gewissermaßen kaltstell(en)«, d. h. »in einen Raum (verbringen), wo es allein sein kann und so lange nicht beachtet (wird), bis es sein Verhalten ändert«. Man glaube gar nicht, so schrieb die Ärztin und fünffache Mutter Johanna Haarer (1900–1988) selbstsicher, »wie früh und wie rasch ein Kind solches Vorgehen begreift«. Ob die Art des Aufwachsens der seit Mitte der 1930er Jahre geborenen Kinder, die übrigens noch bis weit in die 1950er und frühen 1960er Jahre hinein durchaus oft in Elternhaus und Schule nach solchen Prinzipien erzogen wurden, tatsächlich mit Haarers Ratgeberempfehlungen in unmittelbare Verbindung zu bringen ist oder ganz einfach einem allgemeinen damaligen Menschenbild entsprach, sei dahingestellt, doch war es Haarers Buch, das diese Prinzipien zugespitzt und gut lesbar der gesamten damaligen Elternschaft präsentierte.

Handelte es sich bei den Handlungsanweisungen Johanna Haarers im Hinblick auf die Frage nach den damaligen frühkindlichen Empathieerfahrungen um die eher ideologische Seite des Problems, so kam es aufgrund zunehmender Alltags-

zwänge schon vor dem Krieg, erst recht aber nach Kriegsbeginn beim Heranwachsen der Kleinkinder, was die Qualität von Nähe und Geborgenheit betrifft, zu vielerlei Beeinträchtigungen, dies allerdings keineswegs in allen Familien bzw. in allen Regionen Deutschlands in gleicher Weise. So war es selbstverständlich bis zum Kriegsende für die frühkindliche Prägung von erheblicher Bedeutung, ob das Kind in Großstädten oder fernab auf dem Lande, ob es mit mehreren Geschwistern in einer großen Familie mit einem nicht zum Wehrdienst eingezogenen Vater oder als Einzelkind eines jung verheirateten Paares, bei dem der Mann sofort bei Kriegsbeginn zur Front abkommandiert wurde, aufwuchs. Doch betrafen die Folgen des Krieges immer mehr Familien: Die alltägliche Belastung der Mütter bei Abwesenheit der Ehepartner steigerte sich stetig; hinzu kamen in wachsender Zahl Verluste von Familienangehörigen und Freunden, insbesondere von jungen Vätern, Familientrennungen durch Evakuierung oder Kinderlandverschickung, die zunehmenden Fliegeralarme und Aufenthalte in Bunkern sowie die Ängste angesichts der Bombardierungen von immer mehr Städten, in der Endphase des Krieges dann auch konkrete Gewalterfahrungen bei Flucht und Vertreibung. All das könnte, wie einige neuere Studien zeigen, bei mindestens der Hälfte der kleinen Kriegskinder zu mehr oder weniger schweren psychischen und auch körperlichen, z. T. traumatischen Belastungen geführt haben, die langfristig nachwirken und oft erst im Seniorenalter deutlicher gespürt werden. Bei einem Teil der Kriegskinder könnten also zentrale Empathieerfahrungen fehlen, die dauerhafte emotionale Sicherheit vermitteln, oder sie könnten nur eingeschränkt vermittelt worden sein. Dazu gehören nicht zuletzt auch Defizite bei der »Triangulierung«, d. h. des ab dem zweiten Lebensjahr wichtigen Erlebnisses des Vorhandenseins einer Mutter **und** eines Vaters. Da die Todesrate bei den Soldaten, die zu den Kriegskindern des Ersten Weltkriegs gehörten, also der damals 25- bis 30-jährigen, besonders hoch war (über 50 %) und viele von ihnen kurz vor dem Krieg oder nach Kriegsbeginn gerade erst geheiratet hatten, ist die Zahl der vaterlosen Kinder von noch recht jungen Vätern und Müttern besonders groß. Zudem waren es, auch das ist bemerkenswert, besonders die

unteren Bevölkerungsschichten, die dieses Schicksal traf, wie spätere repräsentative Untersuchungen aus den frühen 1950er Jahren belegen.

Neben den ideologischen Einflüssen auf das Aufwachsen der Kriegskinder und den alltäglichen, immer bedrückender werdenden Belastungen ist noch auf einige weitere Faktoren hinzuweisen, von denen Belastungen ausgingen. Zum einen war es ab Anfang 1943 – Stichwort »Stalingradniederlage« – ein rasch voranschreitender mentaler Klimawandel an der »Heimatfront«, wie in den »Meldungen aus dem Reich«, die der SS-Sicherheitsdienst sammelte, nachzulesen ist. »Bis aufs Tiefste aufgewühlt«, heißt es dort, begannen sich immer mehr »Volksgenossen ernsthaft mit den Folgen einer Niederlage« zu beschäftigen; sogar von einer »Angstpsychose« ist die Rede. Zudem klängen die Briefe von der Front keineswegs mehr durchgängig optimistisch, die Einführung einer Dienstpflicht für viele bisher nicht berufstätige Frauen stöße auf viel Widerstand, »starke Kritiksucht« mache sich breit, und es zeigten sich vor allem bei den Evakuierungen massive Probleme sowohl für die Betroffenen als auch für die Menschen in den Aufnahmeorten. Bezogen auf die Situation der Kleinkinder gab es ebenfalls viele Detailinformationen, so etwa über den zunehmenden Mangel an Arzneimitteln, an Kindernahrung und Lebertran, aber auch z. B. an Kinderbadewannen, über eine um sich greifende Ungezieferplage durch Läuse, Flöhe und Wanzen bei fehlenden Desinfektionsmitteln. Die Ausbreitung der Tuberkulose, die völlige Überlastung der Ärzte und gravierende Probleme bei der Säuglingsfürsorge waren ebenfalls Themen, die angesprochen wurden. Viel Unruhe hatte z. B. ein Erlass des Reichsinnenministeriums vom Oktober 1941 hervorgerufen, durch den die gesamte Säuglingsfürsorge von den staatlichen Gesundheitsämtern auf die NS-Volkswohlfahrt übertragen wurde. Ein Chaos war oft die Folge: Viele Amtsärzte und staatliche Fürsorgerinnen fühlten sich nun »an die Wand gedrückt«. Das Argument für die Einführung dieser Regelung lautete: Da die NSV inzwischen bis in die letzte deutsche Familie hineinkomme, sei so am besten garantiert, dass nun noch nachdrücklicher »die Ideen der nationalsozialistischen Weltanschauung in das Volk« hineingetragen würden. Doch es gab auch einen anderen Hintergrund für den Erlass: Die NSV woll-

te auf diese Weise endlich einen breiten Einfluss in den vorwiegend katholischen Gebieten des Reiches gewinnen, denn die dortigen staatlichen Gesundheitspflegerinnen seien, so hieß es, »wegen einer ausgesprochen konfessionellen Haltung nicht mehr länger tragbar«. Viele Berichte zeigen, dass diese Maßnahme zu starkem Unmut unter der katholischen Bevölkerung und gleichzeitig zu weiteren Verschlechterungen in der medizinischen Versorgung sowie zu einem starken »Nebeneinanderherarbeiten« führte.

Die Kriegskinder, so hat sich seit einigen Jahren gezeigt, stellen offenbar in unserer Gesellschaft eine sich erst im höheren Alter ihrer Generationalität bewusst werdende Erinnerungsgemeinschaft dar, die allerdings aus zwei Teilen besteht: Die um 1935 geborenen Kriegskinder waren bei Kriegsende bereits etwa zehn Jahre alt. Ihre ersten Lebensjahre hatten sie noch – anders als die wenige Jahre jüngeren – in einer ihnen weitgehend Sicherheit vermittelnden Umgebung erlebt und verfügen deshalb zumeist noch über positive Empathieerfahrungen, die aber dann bei einem beträchtlichen Teil von ihnen seit etwa 1942 von Erinnerungen an vielerlei erschreckende Erlebnisse überlagert wurden, Erinnerungen, die häufig heute noch bis in Details hinein erzählt werden können. Die seit Kriegsbeginn geborenen Kinder transportieren dagegen allenfalls nur sehr punktuelle Erinnerungsfetzen mit sich; stattdessen dominieren hier die unbewussten, oft traumatischen Prägungen (z. T. mit psychischen Spätfolgen, die sich erst im höheren Alter zeigen): Für sie war es dann die Zeit unmittelbar nach Kriegsende mit ihren durchaus zwiespältigen Erfahrungen zwischen den äußerst erbärmlichen Lebensbedingungen und schlimmen Verlusten einerseits und den abenteuerlichen Erlebnissen in den Trümmerlandschaften, mit dem Schwarzmarkt und dem Hamstern, mit alliierten Soldaten usw. andererseits, die in ihren konkreten Erinnerungen eine maßgebliche Rolle spielen.

2.2 Jahrgang 1945 – Kriegsende: geboren im totalen Chaos

Zwar folgten nach dem offiziellen Kriegsende am 7./8. Mai 1945 (inoffiziell von Region zu Region

unterschiedlich, z. T. schon einige Wochen früher) für viele Menschen noch grauenvolle weitere Erfahrungen – vor allem im Zusammenhang mit ihrer Flucht und Vertreibung aus den Ostgebieten, aber auch für eine große Zahl von Soldaten in den Kriegsgefangenenlagern der Alliierten, vor allem der Sowjets –, doch waren die krassen Zwänge des NS-Regimes, die verlustreichen Bodenkämpfe, die Bombardierungen, die Aufenthalte in Bunkern usw. nun vorbei. Gegen den für diesen historischen Moment aus der Rückschau oft verwendeten Begriff »Stunde 0«, also für diese immens gravierende Epochenschwelle der deutschen Geschichte, erheben Historiker allerdings Einwände: Auch wenn die äußeren Verhältnisse sich in vielen Bereichen nun radikal änderten, transportierten dennoch die meisten damaligen Menschen ihren »mentalenen Rucksack« voller Prägungen, Erfahrungen, Erinnerungen und Fixierungen weiter, versuchten sich in den völlig neuen »Erfahrungsräumen« entsprechend zu orientieren und daraus Erwartungen für die Zukunft abzuleiten. Diese bezogen sich 1945 bei den allermeisten Menschen zunächst verständlicherweise auf die unmittelbare Überlebenseicherung unter den extremen Existenzbedingungen vor und dann nach der alliierten Besetzung Deutschlands, doch lassen sich bereits früh auch erste Überlegungen nachweisen, wie es nun auch allgemein weitergehen und die Zukunft gestaltet werden könnte. Zugespitzt ist diese nun beginnende Phase deshalb sogar trotz der weit verbreiteten katastrophalen Verhältnisse, der völlig offenen Zukunft, der riesigen Zahl von Kriegstoten, vor allem des Verlustes vieler Familienangehörigen, als Beginn eines »unglaublichen Frühlings« bezeichnet worden.

Von einer »Stunde 0« kann man wohl am ehesten noch mit Blick auf die in diesem Jahr geborenen Kinder sprechen, da jedes Geburtsjahr – das ist eine Trivialität – für den jeweiligen Nachwuchs eine solche »Stunde« darstellt, doch auch hier trifft dieses Etikett nur bedingt zu: Denn dass zum einen jeder entstehende Mensch schon im Mutterleib gewisse Eindrücke aufnimmt und zum anderen die familiäre Einstimmung, allen voran vertreten durch die Mutter mit ihren jeweiligen Prägungen, Hoffnungen und Ängsten sowie ihrer gesamten emotionalen »Ausstattung«, dem Neugeborenen als »Gepäck« in irgendeiner Weise »aufgeladen« wird,

liegt auf der Hand! Hier sind die Kriegsendphase und das Chaos des Jahres 1945 von unverwechselbarer und z. T. extremer, lebenslang nachwirkender Bedeutung wie bei kaum einer anderen Neugeborenenkohorte.

Zunächst einige statistische Befunde: Zwar sind die Datenangaben für diese unmittelbare Nachkriegszeit umständehalber allenfalls als Annäherungen zu verstehen, entsprechend ungenau und deshalb nur mit Vorsicht zu interpretieren, doch haben die Statistiker recht bald nach Kriegsende versucht, die Bevölkerungsverhältnisse der Jahre 1945/46 zu rekonstruieren – dies sowohl umgerechnet auf das spätere Gebiet der Bundesrepublik als auch für die Territorien einzelner Bundesländer, wobei sich zudem der Vergleich zu 1938 als dem letzten Friedensjahr anbot. Dabei ergaben sich für Westdeutschland und – hier als Beispiel ausgewählt – für das kurze Zeit später neu gegründete Bundesland Nordrhein-Westfalen interessante Daten zu den Jahren 1938 und 1945/46 (■ Tab. 2.1).

Trotz der Ungenauigkeit dieser Angaben ist doch zu erkennen, dass nach Kriegende zunächst die Zahl der Eheschließungen wie auch die Zahl der Lebendgeborenen deutlich zurückging, wobei die erhebliche Zunahme der unehelich geborenen Kinder ebenso ins Auge fällt wie die der vor der Vollendung des ersten Lebensjahres gestorbenen Säuglinge. Erst ab 1948/49 erreichten die Zahlen allmählich wieder annähernd den Vorkriegsstand. Allerdings ist auffällig, dass die Zahl der Ehescheidungen, die 1938 noch bei 31,1 auf 10 000 Ehen gelegen hatte, sich nach Kriegsende fast verdreifachte und 1950 immer noch die Zahl 67,5 erreichte, ehe sie dann im Laufe der 1950er Jahre wieder auf den Vorkriegsstand sank. Dass zu der Tatsache, dass nahezu die Hälfte der Kriegskinder vaterlos oder vaterarm aufwuchs, weil der Vater im Krieg gefallen war oder erst spät aus der Kriegsgefangenschaft, oft psychisch und physisch geschädigt, zurückkam, in vielen Fällen zusätzlich noch hinzukam, dass die Umstände des kindlichen Aufwachsens häufig infolge desolater Familienverhältnisse – Unehelichkeit, Scheidungen der Ehepartner u. Ä. – schwer belastet waren, liegt auf der Hand. Einige Sondergruppen von Kriegskindern, allen voran etwa die so genannten Besatzungskinder, also die Kinder, die aufgrund von Vergewaltigungen oder

nur flüchtigen Beziehungen mit Besatzungssoldaten entstanden waren, hatten es mit ihren Müttern oft besonders schwer, in den folgenden Jahren eine sichere Ausgangsbasis zu finden. Zudem war eine beträchtliche Zahl von Kleinkindern insbesondere bei Flucht und Vertreibung von ihren Familienangehörigen getrennt worden, was noch Jahre nach dem Krieg zu diversen Suchinitiativen führte, insbesondere des öffentlichen »Suchdienstes«.

Dass ein großer Teil des um 1945 geborenen Nachwuchses die Erfahrung von Empathie und sicherer Orientierung anfangs allenfalls nur ansatzweise machen konnte, war eine der wohl psychohistorisch folgenreichsten Belastungen der nun ihren Lebensweg betretenden Kinder. Zwar beginnen deren konkrete Erinnerungen erst etwa drei Jahre später, doch waren ihre ersten Lebensjahre von Verhältnissen bestimmt, die die in der Kriegsendphase bereits akuten katastrophalen Existenzbedingungen noch übertrafen, zumal zeitweise zwei besonders kalte Winter das Leben bestimmten. Unterernährung und diverse Krankheiten wie Tuberkulose und Furunkulose waren die Folge. »Hamstern« und »Kohlenklau«, »Organisieren« und »Schwarzmarkt«, mit anderen Worten: Improvisationen auf erbärmlichstem Niveau beherrschten das Leben der Erwachsenen, wobei die allein stehenden Mütter mit ihren Kleinkindern meist besonders betroffen waren. Ungewöhnliche Überlebensstrategien, so z. B. der Versuch, in den städtischen Ruinenlandschaften Gemüse anzubauen, spielten zeitweise eine wichtige Rolle, weil die offizielle Versorgung mit Lebensmitteln aufgrund der Ausgabe von Lebensmittelkarten immer einmal wieder zusammenbrach und zudem meist zum Überleben kaum ausreichte. Auch fehlte es häufig an einigermaßen hygienischen Unterkünften, an passabler Kleidung, an Hausrat usw. Zu all diesen schwierigen Startbedingungen und Belastungen der um 1945 geborenen Kinder liegen inzwischen viele Darstellungen, Analysen und Erinnerungsberichte vor. Dass diese Verhältnisse jedoch von Region zu Region höchst unterschiedlich sein konnten und z. B. im agrarischen Hinterland ganz anders aussahen als in den zerbombten Ruinenstädten, ist ausdrücklich anzumerken. Auf dem Land begannen die sozialen Schwierigkeiten erst mit einer gewissen Zeitverzögerung, als hier immer größere

Tab. 2.1 Eheschließungen und Lebendgeburten in Nordrhein-Westfalen

Eheschließungen 1938	405 432	116 628
pro 1 000 Einwohner	9,5	9,8
Eheschließungen 1945	?	51 558
pro 1 000 Einwohner	?	4,6
Eheschließungen 1946	400 399	97 002
pro 1 000 Einwohner	8,8	8,4
Lebendgeborene 1938	828 173	230 363
pro 1 000 Einwohner	19,5	19,4
davon unehelich in %	4,2	7,6
Lebendgeborene 1945	520 000	117 063
pro 1 000 Einwohner	?	10,5
davon unehelich in %	?	?
Lebendgeborene 1946	732 998	178 560
pro 1 000 Einwohner	16,1	15,5
davon unehelich in %	11,7	16,4
Gestorbene Kinder		
unter 1 Jahr auf 1 000		
Lebendgeborene		
1938	59,8	61,6
1945	?	152,1
1946	112,2	112,0

Mengen von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen einströmten, da für viele der zerstörten städtischen Bereiche ein Zuwanderungsstopp durchgesetzt worden war.

Auch wenn manche der Existenzbelastungen z. T. noch über die Währungsreform vom Herbst 1948 hinaus bis in die 1950er Jahre hinein weiterbestanden, erlebten die in der Schlussphase des Krieges und unmittelbar nach Kriegsende gebore-

nen Kinder dennoch in ihrer Kindheit die in der Folgezeit in Richtung »Wirtschaftswunder« weisenden Veränderungen als stabilisierende und motivierende Erfahrung, zumal ihren Müttern immer wieder öffentlich bestätigt wurde, dass sie es seien, die – wenn auch mit großen Mühen und Entsagungen – für ihre Kinder eine sichere Zukunftsbasis gelegt hätten. Sowohl die damaligen sozialpolitischen Akteure, angefangen bei dem Familienminister im Kabinett Adenauer Franz-Josef Wuermeling, der die »Mutterfamilie« propagierte, bis hin zu dem häufig öffentlich auftretenden Soziologen Helmut Schelsky, als auch viele Medien wiesen den Müttern Ende der 1940er/Anfang der 1950er Jahre die entscheidende Rolle zu, wieder die mentalen Voraussetzungen für eine menschlichere Gesellschaft, für eine »Restauration« traditionaler Werte also, zu schaffen. Da die ehemals stolze und viel bewunderte männliche Welt »ihr klägliches Ende« gefunden habe, so hieß es z. B. damals in der Frauenzeitschrift »Der Regenbogen«, werde »das Matriarchat unsere Zukunft tragen ... oder wir haben keine mehr«.

Die für das Leben der nun heranwachsenden Kinder wichtige Entwicklungsphase der in erster Linie dem Vater zugeschriebenen »männlichen Welterschließung« verlief aus den genannten Gründen in vielen Fällen sehr viel heterogener oder widersprüchlicher als in früheren Jahrzehnten. Auf der einen Seite stand die erwähnte besondere Rollenzuweisung an die Mütter, die sie allerdings oft überfordert haben mag. Auf der anderen Seite dürfte das Männer- und Vaterbild bei den Heranwachsenden weitgehend von alten, oft autoritär auftretenden Großvätern, Großonkeln, Lehrern und Pastoren und auch von häufig kranken und deprimierten Kriegsheimkehrern bestimmt gewesen sein. Deshalb lautete z. B. ein Appell in der evangelischen Schülerzeitschrift »Jungenwacht« in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre, die heutigen Väter brauchten von ihren Kindern Nachsicht, denn sie hätten es nach den bedrückenden Erfahrungen mit der NS-Zeit, mit Krieg, Gefangenschaft und Nachkriegsnot »schwer, Autorität zu sein«. Ein 1958 an der Universität Münster durchgeführtes Forschungsprojekt, das nach dem Verhalten der Mütter gegenüber ihren heranwachsenden Söhnen fragte (und interessanterweise weder die Frage nach den Töchtern noch die nach der Rolle der Väter

stellte), kam zu dem Ergebnis, der mütterliche Erziehungsstil sei von einer »realen, nüchternen Einstellung« bestimmt: Dabei wollten die Mütter häufig »den Lebensweg ihres Jungen überwachen und sein Verhalten lenken«. Echte Eigenständigkeit werde daher dem Jungen erst spät gewährt; seine Erziehung erstreckte sich »mehr auf eine Hilfe zur äußeren Anpassung als auf eine eigentliche Erziehung zur Persönlichkeitsreife und zur sozialen Verantwortung«.

Dennoch wurden bereits unmittelbar nach Kriegsende und dann im weiteren Verlauf der 1950er Jahre auch Männerbilder angeboten, die im Kontrast zu den erwähnten alltäglichen Erfahrungen der Heranwachsenden standen. Orientierungsmöglichkeiten boten zum einen die jungen alliierten Soldaten, die lässig im Jeep oder mit einer Zigarette im Mund auf einem Panzer sitzend durch die Straßen fuhren. Ein Zwiespalt tat sich dadurch für die Heranwachsenden auf, der im weiteren Verlauf der 1950er Jahre immer krasser empfunden wurde: »Lässig oder zackig« war jetzt die Alternative. Einer Erziehung zur Selbstdisziplin und zur Selbstbeherrschung, wie sie traditionell vertreten und auch in vielen der wieder entstehenden Jugendgruppen mehr oder weniger spielerisch praktiziert wurde, standen zunehmend Verhaltensformen gegenüber, die man mit Blick auf den entstehenden Elvis-Presley-Kult mit den Begriffen »entblößte Brust« und »schwingende Hüfte« charakterisiert hat. Lederhose oder Nietenhose war die Alternative, die in vielen Familien zu heftigen Auseinandersetzungen führen konnte. Daneben gab es – Stichwort »männliche Welterschließung« – selbstverständlich für die Heranwachsenden weitere Quellen, aus denen sie Informationen über die Geschlechtsrollen entnehmen konnten: Neben Artikeln in den vielen auf den Markt kommenden Jugendzeitschriften mit männlichen und weiblichen Heldengeschichten reichte das Spektrum bis zu der damals zwar als »Schund« verpönten, aber doch oft heimlich konsumierten »Heftchenliteratur«. Auch die Spielfilme, die im »Wilden Westen« spielten, und die Tarzan-Filme gehörten zu den damaligen Hilfsmitteln zur Welterschließung, wie auch die vielen damaligen Heimatfilme, die Sissi-Filme usw. Waren die dort präsentierten »Helden« auch oft in abenteuerlich-exotischen Fernen angesiedelt (zugleich aber

doch phantasieanregend und insofern durchaus prägend), so gab es für recht viele heranwachsende Jungen, z. T. auch für Mädchen, in ihrer alltäglichen Umgebung zunehmend ebenfalls konkrete Vorbilder, die dann unter Umständen zu entscheidenden Weichenstellungen im Hinblick auf den weiteren Lebensweg beitrugen. Neben den allmählich in die Schulen einrückenden Nachwuchslehrern waren dies die Gruppenleiter und -leiterinnen in den in der Nachkriegszeit wieder in breiter Vielfalt auflebenden konfessionellen und freien Jugendbünden, daneben z. T. auch in den Sportvereinen und in den Jugendgruppen aus dem Arbeiterbewegungsmilieu. Solche Gruppen mit ihren meist nur wenige Jahre älteren »Führern« und »Führerinnen« – anfangs waren das oft noch junge Menschen, die HJ- oder BDM-Erfahrung besaßen – boten insbesondere den vaterlosen Kriegskindern eine emotionale Heimat außerhalb der Familie, wo sie intensiv »kameradschaftliche« Verhaltensweisen kennen lernen und Impulse zur Selbstfindung erhalten konnten. Vor allem die jungen Witwen waren oft froh, dass ihre Söhne in solchen Gruppen junge Männer kennen lernten, die so etwas wie ein Vatersatz zu sein versprachen. Außerdem erhielten die Jungen hier häufig Anregungen, die Grenzen ihrer sozialen Herkunft zu überschreiten und in den späten 1950er/frühen 1960er Jahren die Aufstiegschancen der Wirtschaftswunderzeit zu nutzen: Von der in dieser Zeit beginnenden »Mobilisierung der Bildungsreserven« – dem Ausbau von Abendgymnasien und Aufbauschulen, der allmählichen Öffnung der traditionellen Gymnasien auch für bisher bildungsfernere Schichten usw. – profitierten viele von ihnen.

Was bei den um 1945/46 geborenen Kindern und den nachfolgenden Altersgruppen allerdings offenbar deutlich weniger als bei den einige Jahre älteren Kriegskindern ausgeprägt war, war deren Bereitschaft, die NS-Vergangenheit ihrer Eltern- generation, besonders der Väter, mit Schweigen zu übergehen. Die um 1935/40 geborenen Kinder hatten die Nöte der unmittelbaren Nachkriegszeit und die Bemühungen der Älteren, angesichts der Erbärmlichkeit der Lebensverhältnisse zu überleben, schon bewusst miterlebt. Aus Mitgefühl kam es wohl deshalb zu einer Art »Schweigekartell«: Um nicht alte Wunden wieder aufzureißen, fragten sie

nicht nach eventuellen Verstrickungen im NS-Regime, und die Angehörigen der vorhergehenden Generation, besonders die Väter, schwiegen auch häufig aus Scham. Zu einem solchen »Kartell« waren die Jüngeren dagegen immer weniger bereit. Sie stellten dann das Gros der so genannten 68er und begannen im Lauf der 1960er Jahre immer stärker etwas zu praktizieren, was man »nachträglichen Ungehorsam« genannt hat: Diese Altersgruppe habe jetzt – so der Gießener Philosoph Odo Marquard rückblickend – die in der NS-Zeit ausgebliebene Revolte gegen den »Führer« »stellvertretend nachgeholt durch den Aufstand gegen das, was nach 1945 an die Stelle der Diktatur getreten war«. Viele Mitglieder dieser Kohorte waren es aber auch, die in den Folgejahren immer stärker die überkommenen, z. T. noch recht autoritär-rigiden Verhaltensnormen hinter sich ließen und in vielfacher Weise liberalere und offenere Formen des Miteinanderumgehens, nicht zuletzt zwischen den Geschlechtern, zu praktizieren begannen. Insofern starteten sie in Westdeutschland (in partiell vergleichbarer Form auch in Ostdeutschland) in ihr Erwachsenenleben in einer Phase, die man – auf Westdeutschland bezogen – die »zweite Gründung der Bundesrepublik« genannt hat.

Während man die um 1935/1940 geborenen Kriegskinder wohl eher als eine Art »Zwischengeneration« bezeichnen könnte – irgendwo zwischen den zugespitzt »skeptische Generation« und ebenfalls zugespitzt »68er-Generation« genannten Altersgruppen angesiedelt –, bekommt man mit den seit etwa 1945, insbesondere dann um 1950 Geborenen jene Altersgruppe in den Blick, die nach dem Ausscheiden der Vorkriegs- und Kriegskindergeneration aus dem öffentlichen Leben zur Zeit (noch) die wichtigsten Positionen in Politik und Gesellschaft besetzt. Ein Versuch, die Art ihres Wirkens und Auftretens in der Öffentlichkeit mit ihren Prägungen als Nachkriegskinder in der Zeit des Übergangs zu den Jahren des »Wirtschaftswunders« in Verbindung zu bringen, wäre wohl ein allzu spekulatives Unterfangen, doch liegt es vielleicht dennoch nahe, einmal nach den Unterschieden (oder auch Ähnlichkeiten?) zwischen ihrem Habitus und dem der fünf bis zehn Jahre älteren Kriegskinder im engeren Sinn zu fragen. Das würde hier jedoch zu weit führen.

2.3 Jahrgang 1955 – Aufwachsen im »Wirtschaftswunder« und im »Kalten Krieg«

Auch wenn der »Kalte Krieg« mit mehreren Zuspitzungen – nicht zuletzt angesichts der Verhältnisse an der deutsch-deutschen Grenze – den Zeitgenossen immer wieder vor Augen führte, wie labil die globale politisch-militärische »Großwetterlage« war: Verglichen mit den Umständen, unter denen die zehn Jahre vorher Geborenen ins Leben getreten waren, erfolgte – trotz mancher noch nicht gelöster sozialer Probleme wie etwa der nur langsam vorankommenden Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen – das Aufwachsen der 1955 geborenen Kinder in geradezu »ruhigen Zeiten«, d. h. im Kontext jener rasanten ökonomischen Stabilisierung, die man plakativ »Wirtschaftswunder« genannt hat. Die Zahl der lebend geborenen Kinder stagnierte zwar zunächst noch und lag bis Mitte der 1950er Jahre bei etwa 16 pro 1 000 Einwohner, doch stieg sie danach deutlich an und erreichte 1963/64 mit einer Zahl von über 18 pro 1 000 Einwohner – Stichwort »Babyboom« – ein seither nicht mehr erreichtes Maximum. Auch wenn die Zahl der Familien mit mehr als zwei Kindern ständig zurückging, waren es Anfang der 1960er Jahre jene in der Mitte der 1930er Jahre geborenen geburtenstarken Jahrgänge, die in einer Zeit, in der die »Pille« noch nicht verbreitet war, diesen »Boom« bewirkten: Sie heirateten vergleichsweise früh (u. a. weil so die Chance größer war, eine Wohnung zugewiesen zu bekommen) und setzten noch relativ viele Kinder in die Welt, ehe dann anschließend ein ganz erheblicher Geburtenrückgang begann. Dass ab 1955 eine allgemeine Konsolidierung das Leben bestimmte, zeigt sich übrigens auch in der sich gegenüber 1950 nahezu halbierten Scheidungshäufigkeit und dem deutlichen Rückgang der unehelich geborenen Kinder: von 16,4% der Lebensgeborenen im Jahre 1946 und 9,7 im Jahre 1950 auf 6,3 zehn Jahre später (bezogen auf Westdeutschland).

Schon Mitte der 1950er Jahre belegten Umfragen, dass der weit überwiegende Teil der Westdeutschen mit den in der Adenauerzeit geschaffenen wirtschaftlichen und auch politischen Verhältnissen weitestgehend zufrieden war. Die lange gehegte

Sehnsucht nach der Wiedergewinnung von Sicherheit und Geborgenheit schien sich nun zu erfüllen, und auch die Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, begannen, wie man zunächst glaubte, immer mehr auszuheilen. Auch die Menschen in der DDR erlebten, freilich um einige Jahre verzögert, ebenfalls eine zunehmende Konsolidierung der politisch-ökonomischen Verhältnisse. Die zwischen 1950 und 1960 Geborenen wuchsen dort ebenfalls in eine mit vielen Hoffnungen verbundene Aufbau-phase hinein, die bis zum Mauerbau 1961 dauerte und in der die Bereitschaft zur Akzeptanz des gesellschaftlichen Systems der DDR das Alltagsleben bestimmte, so dass man mit Blick auf diese Altersgruppe von einer »integrierten Generation« gesprochen hat. Nur ein Beispiel für den Zeitpunkt sowie für die in den Qualitäten und Quantitäten zwar unterschiedliche, aber doch in ähnliche Richtung verlaufende Entwicklung in der BRD und in der DDR: Die Lebensmittellisten konnten im Westen bereits zu Beginn der 1950er Jahre abgeschafft werden, während diese Normalisierung in der DDR erst in mehreren Schritten in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts erfolgte.

Auch wenn die Arbeitszeit in dieser Phase weitgehender Vollbeschäftigung als Folge des zügigen Wiederaufbaus meist noch über 50 Stunden in der Woche betragen konnte (trotz der Einführung der Fünftagewoche in Westdeutschland seit 1955) und sich die alltäglichen Lebensbedingungen trotz des rasant vorangetriebenen Massenwohnungsbaus noch längere Zeit durch häusliche Enge und durch Kargheit auszeichneten, gewann jetzt die »Institution Familie« nach den eher besorgniserregenden Verhältnissen unmittelbar nach Kriegsende mit ihren hohen Scheidungsraten ihre Bedeutung als die entscheidende »Ordnungszelle« von Staat und Gesellschaft wieder zurück, wie es der damalige CDU-Familienminister Wuermeling ausgedrückt hat. Auch in der DDR wurde die Familie als die eigentliche »Keimzelle«, hier allerdings bezogen auf eine sozialistischen Gesellschaft, interpretiert, in der der Nachwuchs zu Fleiß, Zuverlässigkeit, Selbstdisziplin, Höflichkeit, Pünktlichkeit usw. erzogen werden sollte. Ähnliche Erziehungsziele bestimmten zwar auch das Familienbild in Westdeutschland, doch besaß es im Gegensatz zum Osten durchgängig deutlich konservativere Züge

– vor allem infolge der in der Adenauerzeit intensiv beschworenen christlichen Tradition. Was der Zeitkritiker Walter Dirks schon 1950 mit Blick auf Westdeutschland vorausgesehen hatte, nämlich den Anbruch einer Epoche weitgehender Restauration im Rückgriff auf die Werte des christlichen Abendlandes, war nun – das zeigen gerade auch die vorherrschenden Erziehungsprinzipien in den Familien und das damals propagierte Frauenbild – ganz offensichtlich: Man habe, so Dirks, den alten politischen Gegensatz zwischen den Säkularisierten und den Christen wiederhergestellt und die Deutschen letztlich dazu verführt, wieder »zum Jahr 1932 zurückzukehren – unter Abzug der Nationalsozialisten und Militaristen«.

Allerdings zeichnete sich trotz der breiten öffentlichen Betonung der Frau als der eigentlichen Gestalterin des Familienlebens und trotz des traditionellen Bildes vom Mann als dem normalerweise alleinigen Ernährer der Familie ein Wandel ab: In den 1950er Jahren stieg nämlich der Anteil der berufstätigen Frauen, gerade auch der Ehefrauen – oft allerdings nur als »billige Arbeitsreserve« eingestellt – deutlich an. So betrug der Anteil der berufstätigen Ehefrauen, der 1950 noch bei 12,8 % gelegen hatte, 1960 schließlich 26,8 %, wobei die Ehefrauen mit Kindern deutlich häufiger einer Erwerbstätigkeit nachgingen als diejenigen ohne Kinder. In Stellungnahmen aus konservativen Kreisen wurde jetzt der Begriff »Schlüsselkinder« zunehmend negativ besetzt, und der Begriff »Rabennütter« für berufstätige Mütter machte die Runde, zumal auch viele Männer eigentlich noch die traditionelle Vorstellung vertraten, dass die Frau »an den Herd« gehöre und weitestgehend für die Kindererziehung zuständig sei. Sie duldeten jedoch die weibliche Berufstätigkeit, weil anfänglich oft nur auf diese Weise der Lebensunterhalt gesichert werden konnte. Mehr und mehr verspürten und unterstützten dann jedoch in der Folgezeit viele Ehemänner den Wunsch, sich als Ehepaar durch das zusätzliche Einkommen der Ehefrau in die Lage zu versetzen, eine schönere und bequemere Wohnungseinrichtung (Stichwort »Nierentisch«), jetzt auf den Markt kommende moderne Elektrogeräte für den Haushalt, sonstige größere Konsumgüter (wie z. B. ein Fernsehgerät) und schließlich auch ein Auto anschaffen zu können sowie sich auf Rei-

seangebote der in dieser Zeit rasch expandierenden Tourismusindustrie einzulassen: Fast jeder zweite Erwachsene gab 1955 an, dass er in den Jahren vorher bereits ein oder mehrere Urlaubsreisen unternommen habe – dies zunächst in Deutschland; danach aber lagen die Ziele dann in rasch wachsendem Umfang auch im benachbarten Ausland.

Das für das Aufwachsen der Kinder in den späten 1950er und auch noch in den frühen 1960er Jahren bestimmende emotionale Klima ist mit den Formeln »Familie als heile Welt« oder »Privates Heim als Fluchtborg« beschrieben worden: Bei den damaligen Familiensoziologen ebenso wie in den vielen um 1955 auf den Markt kommenden »Ratgebern für den guten Ton«, »Benimmbüchern« und »Eheratgebern« spielten entsprechende Empfehlungen eine zentrale Rolle, wobei – wie bereits in Ratgebern aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg – der Ehefrau und Mutter meist ganz selbstverständlich eine Mehrfachbelastung zwischen Haushaltsarbeit, Kindererziehung, Feierabendgestaltung und »Beziehungsarbeit«, wozu auch die ausgleichende Vermittlung in Konfliktfällen zwischen dem Vater und den Kindern gehörte, zugemutet wurde. Die in der unmittelbaren Nachkriegszeit sich scheinbar anbahnende Auflösung der traditionellen ehelichen Rollen kam also zunächst einmal noch nicht zustande:

» Insofern tritt uns auf unzähligen Bildern immer wieder die nähende, strickende, putzende Ehefrau und Mutter entgegen, während der Mann im Sessel sitzt und Zeitung liest oder wohlgefällig die gerade von seiner Ehefrau produzierten Speisen betrachtet. (Schildt u. Siegfried 2009, S. 104) «

So haben Axel Schildt und Detlef Siegfried in ihrer »Deutschen Kulturgeschichte« der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg das sich daraus ergebende Bild beschrieben. Vor allem auf dem Lande und in den Kleinstädten, aber immer noch auch in der überwiegenden Zahl der Großstadtfamilien wurden zudem die traditionellen Familienbräuche bewusst gepflegt – dies oft auch, um über die Kleinfamilie hinaus einen »Familiengeist« zu erhalten: Hochzeiten und runde Geburtstage, Erstkommunion und Konfirmation, kirchliche Feste, allen voran das Weihnachtsfest, sowie Begräbnisse (bis hin zum

festlichen »Leichenschmaus«) boten nicht nur die Möglichkeit, den Familienzusammenhalt in der näheren und weiteren Verwandtschaft zu beschwören sowie Familientraditionen an die nächste Generation weiterzugeben, sondern oft auch die Chance, die Nachbarschaft mit einzubeziehen, um Offenheit und Großzügigkeit unter Beweis zu stellen. Das Singen von damals noch allseits bekannten Volks- und Wanderliedern, das Vorlesen von Geschichten und Vortragen von Gedichten spielte dabei ebenso eine Rolle wie das nachmittägliche Ausschmücken von Bohnenkaffee, den man sich nach der zurückliegenden »Muckefuck«-Zeit nun ebenso wieder erlauben konnte wie nach der kargen Margarine-Zeit die z. T. gewaltigen Buttercremetorten. Zum Abendessen waren es dann reichhaltige Schnitzelgerichte zu Wein und Bier, mit denen man seine erfolgreiche Teilhabe an der Wirtschaftswundergesellschaft zu dokumentieren versuchte.

In der jeweiligen Kleinfamilie war es insbesondere der Sonntag, der häufig geradezu als ein familiäres Selbstbestätigungsritual zelebriert wurde und dessen z. T. strenger Ablauf, wozu meist auch der obligatorische Sonntagsspaziergang gehörte, von den Betroffenen aus der Rückschau häufig mit Beustigung, manchmal jedoch auch als bedrückendes Disziplinierungsereignis geschildert wird. Zugleich bot das Wochenende in einer Zeit, in der das Fernsehen sich noch nicht in voller Breite durchgesetzt hatte, für die Heranwachsenden die Möglichkeit zum neugierigen Hören von Rundfunksendungen für Kinder und zum Abspielen von Schallplatten, zum Lesen und Vorlesen, zum gemeinsamen Musizieren, zum Basteln und Spielen von Gesellschaftsspielen mit den Eltern in einer Weise, wie sie die 10–15 Jahre Älteren in der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit, besonders in den Familien ohne Vater, kaum erlebt hatten und wie sie dann ein paar Jahrzehnte später infolge von mehrstündigem Fernsehkonsum oder intensiver Beschäftigung mit dem Computer ebenfalls eher nur noch selten das Aufwachsen von Kindern begleitete.

Was die Erziehung der um 1955 Geborenen im Hinblick auf Ordnung, Gehorsam und Disziplin angeht, so dürften in vielen Familien allerdings noch Prinzipien geherrscht haben, die schon Johanna Haarer in den 1930er Jahren in ihrem bereits erwähnten Bestseller »Die deutsche Mutter und ihr

erstes Kind« nachdrücklich propagiert hatte, zumal die Eltern bei ihrem eigenen Aufwachsen damit in Berührung gekommen und davon zumindest z. T. geprägt worden waren. Die Prügelstrafe gehörte hier wie auch in der Schule zu den Erfahrungen, die die allermeisten Kinder noch bis in die 1960er Jahre machten: Schläge mit dem Stock, Ohrfeigen oder »Kopfnüsse« waren selbstverständliche Mittel einer Erziehung, die keinen Ungehorsam durchgehen ließ. Über die Hälfte von bei einer späteren Umfrage Befragten der Jahrgänge 1954/55 gaben folglich an, dass der Erziehungsstil ihrer Eltern sehr streng, oft nicht gerecht oder von Unbeherrschtheit geprägt gewesen sei, während nur 16 % ihn als »liebvoll, fast weich« bezeichneten. Für viele der in der Mitte und zweiten Hälfte der 1950er Jahre Geborenen hatten solche Erfahrungen zur Folge, dass sie später bei ihren eigenen Kindern eher zu einer weniger autoritären, partiell sogar antiautoritären Erziehung neigten. Dies verweist darauf, dass diese Altersgruppe, z. T. anders ausgerichtet als die gleichaltrige »integrierte Generation« in der DDR, insgesamt wohl – ähnlich wie die um 1940 Geborenen – zu einer »Zwischengeneration« gehörten: Sie standen und stehen irgendwie ungenau zwischen zwei deutlich stärker konturierten und in der Öffentlichkeit entsprechend deutlicher wahrgenommenen Altersgruppen, mit denen sie einerseits zwar jeweils einige Ähnlichkeiten verbinden, zu denen andererseits aber auch deutlichere Unterschiede bestehen. Eine Zuschreibung wie diese verführt selbstverständlich leicht zu allzu pauschalen Verallgemeinerungen, doch lässt sich vielleicht dennoch sagen, dass die hier angesprochene Altersgruppe – geprägt bei ihrem Heranwachsen dann von dem sich deutlich wandelnden »Zeitgeist« im Laufe der 1960er Jahre und in den frühen 1970er Jahren – zwischen den deutlich profilierten »68ern« und jener später als »Generation Golf« bezeichneten Altersgruppe steht, welche in den Jahren ab etwa 1965 geboren wurde und die aufgrund ihrer Erfahrungen als Heranwachsende im – so wird behauptet – »langweiligsten Jahrzehnt« des 20. Jahrhunderts, nämlich den 1980er Jahren, angeblich ein »Normalismus-Wahn« auszeichne.

Zunächst oft als Kinder im Elternhaus und anfangs auch noch in Kindergarten und Schule mit recht autoritären Erziehungsprinzipien in Berüh-

rung gekommen, verspürten und begriffen viele der um 1955 Geborenen in der Zeit ihres Heranwachsens die innere Zwiespältigkeit der Wirtschaftswundergesellschaft immer mehr – dies nicht zuletzt infolge des zunehmenden Fernsehkonsums (die Ausstattung mit Fernsehgeräten wuchs von Anfang der 1960er Jahre etwa 34 % der Familien auf Anfang der 1970er Jahre fast 90 %), aber auch des variantenreicher werdenden Kino-programms und der zunehmend kritischere Töne anschlagenden Jugendzeitschriften. Diese immer offensichtlicher werdende Zwiespältigkeit war es, welche manche ihrer älteren Geschwister, geboren durchweg in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre, in der Zeit der Studentenrevolte um 1968 nach dem Motto »Trau keinem über 30« radikal überwinden wollten. Allenfalls Einige der um 1950 Geborenen verstanden sich in der Schülerbewegung Ende der 1960er Jahre als »Nachwuchs für die Rebellion«, während die um 1955 Geborenen in dieser kurzen, aber immens folgenreichen Auf- und Umbruchzeit noch zu jung zum öffentlichen Engagement waren. Sie fühlten sich zudem auch nicht in demselben Maße wie ihre Vorgänger herausgefordert, gegen eine in der NS-Zeit aktiv gewesene Eltern-generation auf die Straße zu gehen, da die eigenen Eltern deutlich jünger, insofern unbelastet und letztlich dann doch nicht mehr so autoritär auftraten, wie es deren Eltern getan hatten. Allerdings hatten sie in den 1960er Jahren eine zunehmende erzieherische Inkonsistenz in Familie und Schule kennen gelernt und gleichzeitig Wege gefunden, wie man sich gegen allzu massive Forderungen der Älteren-generation durchsetzen konnte. Wie schon eine Anfang der 1980er Jahre publizierte, sehr stark auf Befragungen von Zeitzeugen beruhende Studie zu den unterschiedlichen Bedingungen des Aufwachsens der – so der Titel der Studie – »Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder« seit dem Zweiten Weltkrieg festgestellt hat: Aus dem typischen Sozialisationsverlauf der um 1955/1960 Geborenen ergaben sich im Vergleich zur 10–15 Jahre älteren Altersgruppe der Kriegskinder kaum Anhaltspunkte dafür, dass sie »in ihrer familialen Sozialisation besondere psychische Deformationen erlitten hätten«. Ein relativ stabiler Familienkontext, der zwar zumeist immer noch traditionell-bürgerlich, aber kaum noch autoritär-überwältigend gewesen

sei, habe sie geprägt. Zudem seien sie zwar einerseits in noch relativ schmalen Frei- und Spielräumen aufgewachsen, die aber dennoch andererseits – mit vielen neuartigen medialen Anregungen ausgestattet – entscheidend dazu beigetragen hätten, dass letztlich ihre Entwicklung meist ohne größere Traumata und Brüche verlaufen sei.

Fazit: Wenn man es zugespitzt auf einen Punkt bringen will, dann lässt sich feststellen, dass die Altersgruppe der um 1955 Geborenen vielleicht die erste im 20. Jahrhundert sein dürfte, die völlig ohne gravierende eigene Kriegs- oder Nachkriegs-bedrückungen aufgewachsen ist, auch wenn möglicherweise manche ihrer Angehörigen (Stichwort »Kinder der Kriegskinder«) – wie in jüngster Zeit diskutiert wird – von der Eltern- und Großeltern-generation Teile von deren unter Umständen traumatischen Erfahrungen in irgendeiner Weise in ihren mentalen bzw. psychohistorischen Rucksack geladen bekommen haben, die sie auf ihre Art also meist unbewusst weitertransportieren, ob sie es wollen oder nicht. Die Angehörigen dieser Altersgruppe sind es, die – nachdem die meisten Kriegskinder und auch bereits viele der zur so genannten 68er-Generation Gehörenden aus dem öffentlichen Leben ausgeschieden sind – in unserer Gesellschaft zur Zeit die wichtigsten Schlüsselpositionen besetzen.

Seelische Gesundheit im Langzeitverlauf - Die
Mannheimer Kohortenstudie

Ein 25-Jahres-Follow-up

Lieberz, K.; Franz, M.; Schepank, H.

2011, 251 S. 19 Abb., Hardcover

ISBN: 978-3-642-13056-4